

Köbeli zündet ein Feuer an

Autor(en): **Bratschi, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 53

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gesagt, getan! —

Der Pfarrer nahm den Schinken und Bänzli's Mütze und ging damit vor die Türe. Gleich danach klopfte es sachte, und der Pfarrer trat ein, hielt schön sittsam das Mützelein in der einen, den Schinken in der andern Hand und sagte recht höflich: „Grüß-ech Gott, Herr Pfarrer! — Vater u Muetter löije-n-ech rächt härzlech la grüße, u-n-ech es guets neus Jahr wünsch. Sie söll-i-n-ech no öppis vo üser letschte Mehgete bringe als Dank für die viele Müeh wo dr mit de Underwysig-Ching heiget, u will-üs ds ganz Jahr alls rächt grate u niemer neume chranf worde isch . . .“

Der Herr Pfarrer hatte mit seinem schönen Säcklein noch nicht zu Ende gesprochen, so zuckten schon hundert lausbüßische Flämmlein aus Bänzli's Augen, und er rutschte unruhig und ungeduldig auf dem Stuhl hin und her, als könnte er den Augenblick nicht erwarten, um damit dem Pfarrer eine Kerze aufzusteden.

Dem Pfarrer begann die Nase zu heißen, was ihm ungut schien, während sich nun Bänzli hinter dem Tisch hervorschoß, den Schinken in Empfang nahm und dem Pfarrer die Hand gab. So milde und liebevoll es sein junger Mund herausbrachte, sagte er hierauf seinerseits in der Rolle des Pfarrherrn: „So,

das freut mi; das isch schön. D'r für muesch du o öppis vo mir ha. Sä Buebli, da hesh e Frankel . . .“ Griff in den Hosensack und tat, als ob er dem Pfarrer ein Geldstück in die Hand drückte.

Einen Augenblick stand der Pfarrer sprachlos vor dem Lauszapfen Bänzli, ungläubiges Staunen in den Augen, ob er auch recht gehört habe. Dann aber griff er lachend und schnell in die Tasche und langte das Geldsäcklein heraus. „Jetzt weiß ich nicht, soll ich dich einen frechen, ungehobelten Burtschen schimpfen, oder dich als ein anstelliges Menschlein rühmen“, sagte er. „Item, wir Menschen sind Narren, und du und ich gehören scheint's auch zu den Menschen. — Da hast du deinen Franken. Und da du einen so flotten Trumf abgestochen hast, wollen wir auch nicht an der Gabel hangen bleiben, sondern der Köchin läuten, zusammen noch eine Tasse Kaffee trinken und ein paar Neujahrszinggli dazu essen . . .“

So kam der Schlaufeger Bänzli zu seinem Neujahrsfranken und ein Pfarrer zur Erkenntnis, daß selbst ein bestgehätschelter Imb einmal den Bienenvater stechen kann.

Der Bänzli ist übrigens sehr jung in den Gemeinderat gekommen und hat später als Dorfoberster mit dem alten Pfarrer noch oft über jenen Neujahrschinken gelacht. —

Köbeli zündet ein Feuer an

Von Peter Bratschi

Das Schicksal meinte es nicht gut mit dem Schmied am schwarzen Rant. Er hatte schwere Jahre hinter sich und auch die jüngste Zeit war ihm gar nicht hold gewesen. Schmied zu sein in einem kleinen Bergdorf ist kein sehr einträgliches Geschäft. Große und gewinnbringende Schmiedarbeiten gibt es nicht häufig auszuführen, denn die Fabriken liefern fertige Waren zur Genüge. So beschränkt sich denn die Arbeit eines solchen Schmiedes auf einige wenige Reparaturen, auf den Verkauf von Werkzeugen, Sensen, Gabeln und die gelegentliche Bereifung eines Schubkarrens.

In diesem Rahmen wickelten sich auch die Geschäfte des Schmiedes am schwarzen Rant ab. Um seinen Verdienst etwas zu mehren, betrieb er eine kleine Landwirtschaft. Das kleine Gütlein verursachte jedoch viel Mühe und Arbeit, weil es sich an einer steilen Halbe befand.

Schlecht und recht schlug sich also der Schmied durch. Dann aber kamen einige ganz böse Jahre. Es war die Zeit, da seine Frau ein langes Krankenlager zu erleiden hatte und ihm anstatt wie früher eine Stütze zu sein, eine neue Sorge auflud. Er trug sie mutig und kämpfte sich auch mit dieser Last unentwegt durch alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten hindurch.

Nun aber kam ein Schlag nach dem andern. Eines morgens war seine Frau tot. Im gleichen Sommer verwüstete ein großer Erdrutsch sein Gütlein am Berghang und schließlich zerstörte ihm eine Feuersbrunst im Herbst die Schmiede bis auf den Grund.

Diese so rasch aufeinanderfolgenden Heimsuchungen trafen den betagten Mann so sehr, daß er mehrere Tage ohne einen klaren Gedanken zu fassen herumliefe, im Wirtshaus saß und einer tiefen Verzweiflungsstimmung anheimfiel. Schließlich bot ihm ein Bäuerlein das kleine leere Stübchen an, das in die Hütte einer Vorfaße eingebaut war. Dort am Berg wohnte nun der Schmied, ohne sich aber zu bemühen, neue Beziehungen zu seiner Umgebung und seinen Mitmenschen zu finden. Wohl be-

tätigte er sich gelegentlich als Tagelöhner im Wald, oder half im Winter beim Heubergen, aber er blieb verschlossen, mürrisch und war gut gemeinten Ratschlägen unzugänglich. Die Schmiede wieder aufzubauen, wobei ihm der Brandversicherungsbetrag zugute gekommen wäre, weigerte er sich, obschon ihm viele dazu rieten. Es war einfach nichts mehr anzufangen mit dem Schmied.

Eines Abends — es war tief im Winter — saß er in dem ihm zur Verfügung gestellten Stübchen und schaute sinnierend hangabwärts nach der Schlucht, aus der die Abenddämmerung zu steigen begann. Tief neigten sich die Aeste der schneebedeckten Bergtannen über den Felsen, dessen Rand mit mächtigen Eiszapfen behangen war. Ein kalter Wind blies über die Hänge. Kalt war es auch im Stübchen, wo der Schmied saß. Noch nie hatte er sich die Mühe genommen den Ofen zu heizen, seitdem er hier war. In allem fargte er. Es war, als ob er sich selber quälten wollte.

Wie er nun da hinter dem kleinen Fenster kauerte und in die Schlucht hinunterstarrte, bemerkte er dort einen Knaben, der auf einem kleinen Schlitten etwas nachzog. Was der nur wollte zu dieser Abendzeit?

Eine Weile verfolgte der Schmied das Tun des Knaben, der im hohen Schnee nur langsam vorwärts kam. Manchmal sank er bis zu den Armen ein und mußte sich mühsam durch Schneewächten hindurcharbeiten. Der Schmied sah, wie der Knabe oft einige Schritte voraus ging, mit einem Ast etwas Weg bahnte und dann den Schlitten nachholte. Aber jetzt — was war das? — Wie der Kleine unter dem eiszapfenbehangenen Felsen ankam, glitt auf einmal ein Schneerutsch über denselben und deckte den Buben zu. Fast wie ein Blitz war das gekommen.

Jetzt kam Leben in den Schmied. Er lief hinaus, bemächtigte sich der Schaufel, die beim Werdach zwischen Rafen und Schindel geschoben war und sprang den Hang hinunter der Stelle zu, wo der Bub verschüttet worden war. Als er dort ankam, hatte sich der Kleine schon soweit vom Schnee zu be-

freien vermocht, daß er mit dem Kopf und den Armen über den Schollen war, sich aber weiter nicht mehr rühren konnte, weil seine Beine eingeklemmt waren.

Rasch befreite der Schmied den Knaben, hob ihn aus dem kalten Schneeloch und förderte auch den Schlitten zutage.

„Aber Bub!“ fing der Schmied jetzt an zu reden. „Du bist doch der Rööbeli, der Simmen-Witwe ihr Bub im Grund. Was willst denn du hier oben?“

Rööbeli streifte den Schmied mit einem scheuen Blick, vermochte aber kein Wort hervorzubringen.

„Hast du Schmerzen?“ fragte der Schmied weiter.

„Nein. Aber es ist gut, daß du gekommen bist“, keuchte Rööbeli, der am ganzen Leib zitterte.

„Komm, ich trage dich hinauf in die Hütte!“

„Nein. Ich kann schon selber gehen. Aber den Schlitten mußt du ziehen.“

Erst jetzt bemerkte der Schmied, daß der Bub ein Bündel Holzscheiter auf dem Schlitten hatte. „Mich nimmst nur wunder, was Guggers du damit willst?“

Während sie nun zur Hütte hinauffstiegen und nachdem sich Rööbeli von seinem Schreck erholt hatte, bequemte er sich zu einer Auskunft. Das Holz sei von der Mutter. Sie hätte ihn geschickt. Sie habe gesagt, der Schmied müsse morgen zum Neujahr eine warme Stube haben. Oder wenn er Lust habe, so könne er in den Grund hinunter kommen und mit ihr und ihm Neujahr feiern.

Der Schmied sagte kein Wort.

Wenn er Lust habe . . . Wie hatte das seltsam geklungen aus dem Munde des Knaben. So frühlich war der Ton gewesen. Erst jetzt wurde dem Schmied so ganz bewußt, wie einsam er eigentlich in den letzten Wochen geworden war.

In der Hütte angekommen, mußte der Schmied wohl oder übel versuchen einen warmen Ofen zu bekommen. Er selber hatte zwar kein Bedürfnis danach, aber der Bub fror und hatte Wärme nötig. Wie er sich anschickte, Späne zu machen, nahm ihm Rööbeli das Messer aus der Hand und meinte: „Das kann ich auch.“

Sorgfältig legte er die Späne auf den Kofst, schichtete kleine Scheiter darauf und zündete mit den mitgebrachten Zündhölzern an. Eigen berührte es den Schmied, wie er den Eifer des Bubens sah und das kindliche Bestreben, ihn zu betreuen, fühlte.

„Du mußt dich hierher setzen“, befahl Rööbeli, als er den Schmied unschlüssig dastehen sah.

Widerwillig tat ihm dieser den Gefallen. Wie er nun lange und stumm in das prasselnde Feuer blickte und dessen Wärme verspürte, stieg es wie ein leises Klingen in ihm auf. Ambossgeläut und Hammerklang woben sich zu einem fernen Lied. Nä-

her rückte er zur Glut, verkrampte die Hand, als ob er eine Zange hielte. Rööbeli sah, wie die Starre im Gesicht des Schmiedes langsam zu weichen begann und wie sich dessen Augen erhellten. Erst jetzt vermochte er seine Scheu, die er vor dem Mann hatte, zu überwinden und begann mit ihm zu plaudern, wie er es früher, wenn er die Schmiede aufgesucht, gewohnt gewesen war.

Bild um Bild tauchte auf vor dem Schmied. Er sah wieder die Schmiede vor sich, den beruhten Blasebalg, die funkende Esse, das glutsprühende Eisen, die dampfende Kufe und das Flimmern in den Fenstern. Er hörte das Klirren der Werkzeuge, den dumpfen Schlag auf dem weichgeglühten Werkstück, das Zischen der Flamme und das Lied, das Agathe vor Jahren gesungen. Er erinnerte sich auch der Späße, die er dort mit Rööbeli getrieben, der kleinen Spielzeuge, die er ihm geschmiedet und der Geschichten, die sie sich erzählt hatten. Das alles wurde lebendig in ihm, aber Worte hatte er keine dafür.

„Du mußt die Schmiede wieder bauen!“ sagte Rööbeli unvermittelt. „Weißt du noch . . .?“

„Ja, ja“, unterbrach auffahrend der Schmied, „ich weiß.“ Fast zornig klangen die Worte, so daß der Bub für gut fand zu schweigen.

Lange blieben sie am Feuer. Still war es jetzt ringsum und man hörte nur das Knistern der Glut. Plötzlich schloß der Schmied mit einer hastigen Bewegung die Ofentüre und brummte: „Jetzt mußt du aber gehen, sonst wird sich die Mutter ängstigen, wenn du so lange ausbleibst.“

Rööbeli war beinahe froh über diese Aufforderung, denn es kam ihm unheimlich vor, hier in der Dämmerung bei dem wortfargen Mann zu sitzen.

„Aber ich gehe ein Stück mit dir“, sagte der Schmied. „Solange allein will ich dich denn doch nicht ziehen lassen. Es dunkelt bereits und du könntest in der Schlucht im Schnee stecken bleiben.“

Das hörte sich jetzt wieder viel freundlicher an. Sogar ein Lächeln glaubte Rööbeli in den Mundwinkeln des Mannes zu sehen. Merkwürdig, der Schmied.

Bis weit unter die Schlucht begleitete er Rööbeli und es war schon Nacht, als er wieder in seiner Hütte ankam. Vor derselben blieb er einen Augenblick stehen. Leuchtende Sterne standen hoch über dem Dunkel der Nacht.

„Neujahr sei morgen . . . Wenn du Lust hast . . .“ Flüsternd kam es von den Lippen des Schmieds. Ins Stübchen tretend meinte er: „Ei, wie warm es hier ist! Ja, ja, der Rööbeli, der hat doch — ja, der hat ein Feuer angezündet.“ Ein seltsamer Glanz spielte in seinen Augen. „Die Schmiede solle ich wieder bauen? — Ich?“ Sinnend und mit hochrotem Kopf stand er da. „Der Teufelsbub! Wie der hier eine Hütze gemacht hat!“

Mitternachtsgeflüster

Schon naht es bald der Mitternacht, die Berner Lauben sind voller Menschen, still schreiten sie mit kalten Ohren durch die beleuchtete Nacht dem Münster zu. Fest hält sich ein Bräutchen am Arm ihres Liebsten; durch die vereisten Fenster schaut ein Mütterchen auf all die Menschen herab, die da vorbeiziehen, um das Friedensgeläute, den Brumbas im Gehälte des Münsterturmes aus nächster Nähe anzuhören. Sie alle, auch jene im Nachthemd hinter den Eisblumen harren beim ersten Mitternachts-Glockenschlag in stiller Andacht. Ueber die weißen Dächer, in alle Kammern ertönt jetzt das feierliche Geläute zum Abschied des alten und zum Gruß des neuen Jahres. Die Menschen reichen einander die Hände. Die Fenster werden geschlossen, das neue Jahr ist angetreten. — Wer von diesen Menschen denkt nicht mit leiser Wehmut an all die Begebenheiten, die sich außerhalb unserer Landesgrenzen abgespielt hatten? Wer denkt nicht an die schweren Tage im September, an München! Wie

stünden wir heute, wenn es damals losgegangen wäre? Welches fürchterliches Drama spielt sich immer noch in Spanien und im fernen Osten ab. Zu ihnen dringen keine mitternächtlichen Friedensglocken, nein, die ihrigen tönen ganz anders. — In der Laube hängt hinter Glas ein alter Stich; zwei farbige Tiere, ein Esel und ein Ochs auf einer Wiese schauen den heimkehrenden Menschen nach, „sans les comprendre“.

Gruppenweise stehen jetzt noch Männer beisammen, diskutieren über das Wetter und Bundesväter. „Dä u dr anger hät o no grad dörfe abträtte“, hören wir sie sagen. Der Luftschuß sei auch so ein Muster und die Generäle hätten auch miteinander Krach. Zwei Polizisten mit schwarzen Ohrenläppli kommen daher. „Mid z'lut g'red, füsich mues ech uffschribe.“ „Dä da ghört nit gut und de hei mir lut dr Bundesverfassig immer no d'Rede-freiheit.“ „Guet Nacht mitenandere.“ B. S.